

Die Erben von Senkenberg

Kriminalroman von Erich Ebenstein.

(20. Fortsetzung.)

Es war ein großes, flaches, sehr altes Gut, für vier Stüde berechnet, wovon aber zwei fehlten. Bloß die Straße und ein Koller stammten von dem matten Blau auf dem verblühten, aprilsfarbigen Sammet. Zwei Ohrgehänge, die offenbar dazu gehörten, waren nicht da.

Das Gemälde in so große Erregung versetzte, war die Form des Schmuckes. Es waren aus Brillanten gebildete Pentagramme mit je einer schwarzen Perle in der Mitte! Die Gegenstücke zu den in Mutter Nabels Nadel gefundenen Ohrgehängen!

Wie im Traum hatte Hempel darauf niedergelassen, während eine Flut wüster Gedanken unflätig durch sein Hirn jagte.

„Was haben Sie?“ fragte Senkenberg erstaunt, wobei zugleich etwas wie Unruhe in seinen Augen aufblitzte. Gerade dieser Schmuck hat eigentlich wenig Wertumwert — kaum hundertfünfzig Jahre!“

„Die Ohrgehänge —“ stammelte Hempel, „wo haben Sie die Ohrgehänge, die doch dazu gehören?“

Eine tiefe Stille folgte der Frage. Dann stand Senkenberg auf, nahm das Gut und klappte es heftig zu.

„Sie sind abhanden gekommen“, sagte er kurz.

„Wie? Wann? Wurden Sie Ihnen gestohlen?“

„Nein!“ Ein erschauerter, fast hochmütig abweisender Blick traf den dreifachen Frager. „Was kümmern Sie die Ohrgehänge? Es liegt ja nichts an ihrem Verlust.“

„Ihnen vielleicht nicht, aber mir!“ plägte der Detektiv unbedacht heraus. „Ich weiß, wo sie sind, und.“

Weiter kam er nicht, denn Herrn v. Senkenbergs Hand hatte seinen Arm mit so eiserner Kraft gepackt, wie man es seinen schwächlichen Muskeln nie zugezählt haben würde.

„Sie — Sie wissen — Sie wollen behaupten —“ rief er heraus, und sein Antlitz war jetzt so weiß, als sei kein Tropfen Blut mehr in seinem ganzen Körper.

„Wichtig lachte er bitter auf.“

„Sie sind ein Narr! Die Dinger liegen am Grunde des atlantischen Ozeans, wenn Sie's durchaus wissen müssen! Seit dreizehnhundert Jahren kann kein menschliches Auge sie mehr erblickt haben.“

„Doch! Das meine! Ich schwöre Ihnen, daß ich sie vor wenigen Wochen sah! Und ich muß unbedingt wissen, wie Sie aus Ihrem Besitz in fremde Hände kamen!“

Senkenberg starrte ihn geistesabwesend an.

„In wessen Händen sind sie jetzt?“ fragte er endlich mit erschauerter Stimme.

Jetzt erst begann sich Hempel, wie völlig in seiner Erregung aus der Rolle gefallen war.

„Halte der andere es bemerkt? War er mitschuldig geworden? Es schien nicht so. Er starrte noch immer geistesabwesend vor sich, und seine Gedanken waren offenbar mit ganz anderen Dingen beschäftigt.“

Silas aber hatte plötzlich seine volle Rationalität wieder erlangt.

„Einem Sammler wie mir“, sagte er ruhig, „kommen wohl manderlei Dinge vor Augen. Ich sah die Ohrgehänge kürzlich in einer Provinzstadt, und sie erregten mein Interesse ebenso sehr durch ihre seltsame Färbung als durch einige Umstände, die sich an sie knüpften. Sie sind nämlich nach Aussagen momentaner herrenloser Gut, Man fand sie im Nachlaß einer alten Frau, und derjenige, den ein bezeugter Zeuge ausdrücklich als Besitzer bezeichnet — ein gewisser Eisler — behauptet, durchaus nichts von ihnen zu wissen.“

Er hatte den Namen Eisler besonders betont und Senkenberg dabei schief beobachtet.

Aber kein Zug in dessen Gesicht veränderte sich. Er starrte und gleichgültig starrte er vor sich hin.

Hempel fuhr fort: „Sie begreifen, daß es wichtig wäre, festzustellen, wie die Schmuckstücke in den Besitz dieser Frau Rahl — so heißt die Alte — kamen? Ob durch Kauf, Schenkung oder gar Diebstahl?“

Auch der Name Rahl verhallte wirkungslos an den Ohren Senkenbergs, der überhaupt kaum auf die Worte seines Gastes zu achten schien.

„Um dies herauszubringen, wäre es aber nun von größter Wichtigkeit, Herr v. Senkenberg, wenn Sie mir angeben würden, in welcher Weise Sie sich von den Gegenständen trennten. Ich glaube, es würde mir dann nicht schwer fallen, Ihnen die Ohrgehänge wieder zu verschaffen.“

Senkenbergs Blick schien wie aus weiten Fernen wieder in die Wirklichkeit zurückzuwandern. Zugleich drehte sich ein Ausdruck innerer Qual und heftigen Kampfes über seine Züge aus. Lange blieb sein Blick dann auf Hempel ruhen.

„Nein!“ sagte er endlich, den Kopf zurückwerfend, heftig. „Nicht jetzt! Nicht heute! Es ist zu viel. Ich bin erschöpft.“

Er kämpfte sichtlich mit Atemnot und tastete mechanisch nach der Klingel, die er in Bewegung setzte.

„Ich muß Sie nun bitten, mich zu verlassen —“

„Wart! —“

„Da sind Sie ja, wart“, sagte er förmlich aufstehend zu dem eintretenden Kammerdiener, „führen Sie Monsieur Rahl auf sein Zimmer. Ich will zu Bett gehen. Sie brauchen nicht mehr zu kommen. Ich bedarf Ihrer nicht mehr.“

Hempel verbeugte sich.

„Und morgen? Werden Sie mir morgen?“

„Nein! Bringen Sie mir den Schmuck. — dann vielleicht. — Gute Nacht! Und nehmen Sie einen alten nervösen Menschen seine Schwäche nicht übel. — Ich wollte Sie nicht trüben durch diese rasche Verabschiedung.“

Es war sicher keine Komödie. An der Anstrengung, mit der er sprach sah man deutlich, daß er in der Tat sehr angegriffen war.

Schwiegend folgte Hempel dem Diener in das zweite Stockwerk, wo dieser ihm ein Zimmer anwies.

Alles war dort für den Gast vorbereitet: Ein kaltes Abendbrot, Getränke, Zigarren und das frisch bezogene Bett, neben dem ein Tischchen mit Büchern stand.

Bisher hatte Peter Mart kein Wort gesprochen. Jetzt aber sagte er, den Knechtleuchter auf den Tisch stellend und den Gast bekümmert ansiehend:

„Was ist denn geschehen? Ach, lieber Herr, sagen Sie mir doch die Wahrheit! — Sie sehen so ernst aus, und mein armer Herr unten. — es wird doch nicht Schlimmes vorgefallen sein zwischen Ihnen?“

„Nein! Nur etwas Seltsames, Mart!“ Und er erzählte dem unruhig aufstrebenden Diener, was sich begeben hatte.

„Können Sie sich die Sache erklären?“ schloß er. „Denn will der alte Herr nicht gleich sagen, wenn er die Ohrgehänge gab oder verkaufte? Warum erlaubt er, daß sie am Grunde des atlantischen Ozeans liegen müssen?“

„Mart schwieg.“

„So reden Sie doch, Mart! Ich muß doch ein Idiot sein, wenn ich nicht merke, daß da ein Geheimnis dahinter steckt.“

„Ja, es ist ein! Aber ich bin nicht berechtigt, davon zu sprechen, wenn mein Herr es nicht tun will.“ gab Mart zur Antwort.

„Ach, Unfsinn! Sie hören ja selbst, daß es mir sagen will, wenn ich ihm die Ohrgehänge bringe. Es greift ihn nur heute zu sehr an.“

„Dann muß auch ich warten.“

„Aber Mensch — bedenken Sie doch — es liegt vielleicht Ihrem Herrn gerade sehr viel daran, daß er die Dinger wieder bekommt.“

„Das könnte wohl sein.“

„Allo! Und ich kann sie ihm nicht verschaffen, ehe ich nicht klar sehe. Denn das Ding hat einen Haken. Momentan sind sie so gut wie unverschämlich. Sie liegen nämlich bei Gericht deponiert, da der als ihr Besitzer bezeichnete Mensch von ihnen nichts wissen will und außerdem des Mordes angeklagt ist.“

„Wie heißt der Mann?“

„Eisler!“

„Der Name ist mir gänzlich unbekannt. Wie können sie in seinen Besitz gekommen sein?“

„Eine alte Frau namens Rahl hatte sie in Verwahrung.“

„Auch diesen Namen habe ich nie gehört.“

„Begreifen Sie nun, daß wir es nur herausbringen können, wenn wir Schritt für Schritt den Weg verfolgen, den der Schmuck genommen hat? Wir wissen nur die letzten beiden Inhaber. In wessen Händen war er früher? Wir müssen beim anderen Ende anfangen, da Frau Rahl tot ist. Wer besaß die Ohrgehänge zuerst, nachdem sie Senkenberg verlassen hatten?“

Der Diener schwieg und starrte stumm zu Boden.

„Mensch — Sie sind doch ein treuer Diener und wollen Ihres Herrn Bestes! Glauben Sie, daß er jetzt, wo er weiß, die Schmuckstücke liegen nicht auf dem Grunde des Ozeans, Ruhe haben wird, ehe er — mehr weiß? Ehe er sie wieder hat?“

Mart hob aufstrebend den Kopf. „Es ist wahr“ murmelte er, „er wird weder Ruhe noch Ruhe haben werden — die alte Angst wird lauter —“

Er sah Hempel fest an.

„Sie haben recht — diese Sache muß aufgeklärt werden! Ganz klar und bis auf den letzten Punkt! Und zwar so rasch als möglich!“ sagte er sehr bestimmt.

„Dann treiben Sie keine unnütze Geheimniskrämerei. Ich Herr

braucht nie zu erfahren, woher ich den Schmuck erhalte, und jedenfalls bin ich Gentleman genug, um fremde Geheimnisse nicht vor fremden Ohren auszusprechen. Ich brauche sie lediglich für mich, um in aller Stille auszuforschen, ob und welche Rechte andere an die Schmuckstücke haben.“

XXII.

Peter Mart kämpfte nicht mehr mit sich selbst.

„Ich will Ihnen also zu diesem Zweck die Tatsachen mitteilen, die Sie wissen müssen. Vor sechszwanzig Jahren heiratete Herr v. Senkenberg ein schönes, aber armes Mädchen. Sie war Witwe und er liebte sie sehr, obwohl sie bald zeigte, daß sie ihn nur der Versorgung halber genommen hatte und sich nicht das mindeste aus ihm machte. Sie war eitel, gefühllos und sehr verschwendisch. Die Ehe wurde noch unglücklicher, als ein Knabe geboren ward, den der Vater abdtlich liebte, die Mutter aber auf jede Weise vernachlässigte. Er war kein Waischenkind, trotz seiner Liebe zu der Frau. Er wollte sie zwingen, ihre Mutterpflicht zu erfüllen, und stellte darum alle Vergünstigungen auf Senkenbergs ein. Es gab deshalb manchmal furchtbare Szenen. Und eines Tages war die gnädige Frau samt dem Kleinen, der damals ein Jahr alt war, verschwunden.“

Man sprengte natürlich aus, sie sei zu ihren Verwandten geeilt, obwohl sie gar keine hatte. In Wahrheit war sie mit einem anderen Manne durchgegangen. Das Kind hatte sie, wie sie selbst schrieb, nur mitgenommen, um bessere Scheidungsbedingungen zu erlangen und — nach an dem Gatten zu nehmen. Wenn er sie nicht verfolgte und auch sonst in alle Bedingungen einigen würde, die ihr Anwalt stellen würde, sollte er den kleinen Feliz unversehrt wieder erhalten.“

Hempel hob überrollt den Kopf.

„Feliz hieß der Knabe?“

„Ja.“

„Ergählen Sie weiter.“

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen. Der Brief war in Hamburg aufgegeben, unmittelbar vor der Abfahrt des Dampfers „Atlantik“ nach New York, worauf sich die Gnadine eingeschifft hatte was man übrigens erst viel später durch ihren Anwalt erfuhr. Er hatte den Auftrag, die Scheidungsangelegenheit erst dann in Angriff zu nehmen, wenn sie ihm ihre Ankunft von brühen meldete. Dazu kam es nie. Die „Atlantik“ scheiterte nach einem Aufstoß auf hoher See bei dichtem Nebel. Keine einzige Frau, kein einziges Kind wurde gerettet, überhaupt nur ein kleiner Teil der Mannschaft und drei oder vier männliche Passagiere, die sich in ein Boot retten konnten. Einige Wochen später wurden diese Angaben, die der Anwalt Herrn v. Senkenberg mitgeteilt hatte, amtlich bestätigt.“

„Weiß man bestimmt, daß Frau v. Senkenberg sich mit dem Kinde eingeschifft hatte?“

„Ich glaube wohl. Wo sollte sie es gelassen haben, da sie keinerlei Verwandte besaß? Wäre nicht hätte sie doch andernfalls den Anwalt verständigt! Wie kommen Sie auf diese Idee?“

„Es war nur ein momentaner Einfall. Wie sieht der Mann, mit dem sie floh?“

Mart zögerte einen Moment. Dann sagte er finstler: „Eberhard v. Labandal hieß der Lump.“

„Labandal? Ein Verwandter. —“

„Meines armen Herrn, jawohl! Dessen Gasseffektgeschäft er hundertmal genoss, der ihm wiederholt seine Schulden bezahlte und dem er zum Dank die Frau haßte!“

„Und jetzt ist wieder ein Labandal hier zu Gast!“ sagte er nach einer Weile.

„Gott sei's gefallt, ja! Bisher durfte der Name nicht einmal genannt werden und nun. — aber dahinter steckt nur die Gutmütigkeit Franzlein Penates, die gewiß dem Herrn keine Ruhe ließ. Glück wird es uns sicher nicht bringen!“

„In welchem Verhältnis steht der junge Labandal zu jenem Eberhard? War er sein Vater?“

„Nein. Der Lump war unehelich. Es gab zwei Brüder. Sie hatten damals ein kleines Güterchen hier in der Nähe, das Eberhard durchbrachte. Der andere — sein Bruder Feliz — ist der Vater des jungen Labandal.“

„Onkel und Nefte also!“

Ein Blick des Triumphes leuchtete in Humpels Augen auf.

„Kennen Sie die Namen der gereteten Passagiere der „Atlantik“?“

„War —“

„Nein. Labandal war nicht darunter.“

Hempel hatte sich wieder gesetzt und war in tiefes Nachdenken versunken.

(Fortsetzung folgt).

Marcell Borolondo's Schreck.

Eine Schauspielerkarriere von Hugo Andresen-Wortshöfer.

Meine Ferien des Jahres 1910 waren erschienen, und ich genos den Sommer, wie fast immer, in meiner Heimat Schleswig-Holstein.

Ich fenne es genau, dies schmale, kleine, einzig schöne Stück Erde; und so ist es mir immer n. s. leicht, ein Wäghen dort zu finden, das die nötige Einsamkeit im Verein mit landschaftlicher Lieblichkeit bietet. Ganz verstaubt lebte ich bei einem jungen unehelichen Lehrer in seinem bequemen, breiten, alten Hause mitten im Walde. Seine wiedere, etwa sechzigjährige Wirtschaftlerin konnte erzaehlet werden. Das hatte sie gelernt in der Küche des adeligen Gutes, zu dem das Dorf und die Schule ja auch gehörten. Und der einzige Fremde war ich auch — Herz, was willst du noch mehr!

Ein benachbarter, mir längst bekannter Gutsbesitzer hatte mir sofort beim Wiedersehen in alter Lebenswürdigkeit das Recht, auf seinem Gebiet zu jagen, wieder erteilt, und so war's der grüne leinere Jagdbitter, der meistens meine Schultern deckte.

Die Finte übergehängt, bin ich wieder einmal unterwegs. Um ins Besten zu kommen, fahre ich an beiden zwei Stationen mit der Eisenbahn. Der Mann mit der roten Mütze unseres Stationshens tut sich eins drauf zu gut, auf den Feldern seines Vaters alljährlich seinen Boten schicken zu können, er öffnet mir gütigst persönlich das Kupre und mit einem „Waidmannsheil“ läßt er es schallend zufluten.

Guten Tag! — Gut — ten Tag! — In einer Ecke sitzt ein Jüngling, im Reg über ihm sein Koffer. Er ist mein einziger Kumpen genosse und hat mir soeben so umständlich seinen Gruß erwidert.

Barllos sein Mißgeschick, lang, sehr lang seine vielen Haare. Natürlich den Hut abgenommen. Nicht der Dinge wegen. Die Haare!

Er stelle eines normalen Schiffsbesitzer ein blauer, großer, auch ein sehr großer Schmetterling, der die tüpne Ruhr bestialt.

Ala — ein angeheurer Jüngling, der ins Engagement des Sommer oder — wenn die Güter ihm durch den Besitz eines Heimbrüde machen über dieser Höhe, nach Nattern fährt.

Er mustert mich. „Keine Finte zwischenstücken auch mal. Mir ist in der Theaterzeit ein kleiner Schürerbar und ein noch kleinerer Volkart gemacht, und ich bin also „Seine Abnungsfähigkeit“ nur ein harmloser, biedere Landmann. Das böllige Schweigen ist ihm unangenehm.“

Wahrscheinlich hatte er das Unglück, auf all seiner Fahrt immer allein in Schleswig zu sein. Die Gänge zu rufen und tonnte die ganzes fülle, so interessante Mitmengen nicht entlassen.

Er räuspert sich.

„Sie verzeihen, mein Herr, wissen Sie vielleicht, ich bin hier fremd, ob in Schleswig ein Theater ist?“

„Also doch, mein Blick hatte mich richtig sehen lassen.“

Ich ziehe die Zartappu tiefer und spreche im Dialekt der Halbinsel.

„Ja, mein Herr, da haben wir unser festes Stadtheater.“

„So, so! — wissen Sie, ob da eine anständige Komödie gemacht wird?“

„Ich meine, ob die Leitung dort eine anständige, künstlerisch bestrebt ist!“

„Aber natürlich ist sie das, gewiß; die geben immer „Robert und Bertram“ und so was Kuffiges, ach, wie heißt das das andere Ding, hm, da macht der Komiker so ne feine Alledrin, Deubel auch, ah ja — „Gefemmanns Töchter“ — großartig, sage ich Ihnen.“

Ein herablassendes Lächeln des Jünglings. „Alle Schmöder; wir geben jetzt „Gawon!“ Ich werde den grünen Ritter spielen; dem wird der Kopf abgehauen, dann nimmt er ihn unter den Arm, und geht wieder ab, indem er seinen Fluch gibt.“

„Danner und Säbel!“ Ich reiße das Maul auf, so weit es möglich ist. „Wie heißt das Ding?“

„Gawon! — G-a-w-o-n!“

„Jawoll — jawoll, und Sie eh — Sie, wie sagten Sie, Sie spielen — der Ritter, dem dann der Kopf runtergehauen werden soll?“ Ein seltsames Lächeln überglänzt den Jüngling.

„Ja, ja, unser Beruf ist fottisch sein so leichter, wie sich das große Publikum immer vorstellt. J. B. der Sou'leut! Sie glauben auch gewiß, man braucht seine volle Garnicht zu lernen, man könne dem Souffleur alles nachsprechen.“

„Ja, dafür ist der Mann doch da, mein ich!“

„Ne, ne, mein Herr, alles, alles bis aufs Wort können muß man. Lassen Sie auf, ich will Ihnen den Beweis erbringen.“

Und er legt los und beginnt: „Ich zählte zwanzig Jahre, Königin.“

Durch ein ständendes lautes Zewundern unterbreche ich ihn, bevor er noch plante, freiwillich zu enden. „Großartig, großartig, können Sie das, Herr.“

„Ja, und das Schminke; die

Leute meinen immer, d. Friseur schminke uns. Gott bewahre, der kann ja doch nicht ahnen, was mir im Geiste für eine Charaktermaske verfloht.“

„Nicht?“

„Das muß jeder selbst tun. Ja, das ist wieder eine Kunst ganz für sich allein, rander lernt's nie.“

„Ja, das glaub ich wohl! — Ich kenne's nicht!“

„Ich bin jugendlicher Held!“

„Eooo!“

„Wortimer, Carlos, Melchthal usw. Ja, Sie kennen vielleicht nicht alle diese Klassiker so geklärt.“

„Ach nein, — wir hier auf dem faden Land —“

„Ja, ja, verstehe! Na, ich komme nächst im Winter mal hierher „astieren; vielleicht schon vor uns mal wieder, — gefatten Sie — Mar... Borolondo!“

„Er verstaucht!“ — Gott Lob, meine Station! — „Andresen, sehr angenehm, junger Kollege! Verzeihen Sie, aber meine Station ist gelommen, muß raus. Auf Wiedersehen an der Bar, so Gott will. Man munkelt wieder und wieder, Baron Berger kriegt sie doch, im nächsten Jahr. Auf der Probe höre ich's noch am letzten Tag. Nimmst er mich mit, empfehle ich Sie für den Ritter mit dem Kopf unterm Arm! Leb'n Sie wohl, Maestro Borolondo.“

Durchs Fenster des schon wieder rollenden Zuges, den Mund torwert auf: „Gaaa, waas, Sie sind — auch —?“

„Daa!“ —

Russische Polizeianwender.

John Kernen, der noch vor der Einführung einer Verfassung in Rußland die Verbreitung des Sozialismus studierte und in persönliche Berührung mit den hervorragenden Revolutionären kam, veröffentlicht einige Anekdoten, die auf die Tätigkeit der russischen Polizei auch vor der Einführung der Verfassung hinweisen. In Petersburg wurde einst ein Doktor Kabanjow verhaftet, und da die Polizei ihn für einen großen Revolutionär hielt, stellte sie in seiner Wohnung eine „Falle“ auf, d. h. verhaftete jeden, der die Wohnung betreten wollte. Bei dem Verhafteten wohnte auch seine Schwester, die an einem unter dem Protektorat der Großfürstin Katharina Michailowna stehenden Mädchengymnasium als Lehrerin angestellt war. Der Zufall fügte es, daß am Tage der Verhaftung die alljährliche Schlußfeier dieser Schule stattfand, zu der auch die Protektorin erschien. Aber Frau Kabanjow kam nicht, weil sie als erstes Opfer in die Falle gegangen war, als sie kurz vor Beginn des Festes sich zu Hause umziehen wollte. Der Schuldirektor sandte eine Schülerin zu ihr, und als diese nicht zurückkehrte, eine zweite. Schließlich ging die Schuldirektorin selber hin, da sie sich das Ausbleiben von drei Personen nicht erklären konnte, aber auch sie wurde, wie die Schülertinnen, verhaftet.

Daselbe Schicksal ereilte den Schuldirektor, der die Festlichkeit abgeben mußte und voller Enttäuschung seinen verlorenen Schützlingen nachsah. Erst auf der Polizeiwache konnte er sich legitimieren, worauf sich der ganze Jertum auflöste. Eine andere Falle, von der Kernen erzählt, hatte einen noch komischeren Erfolg. Als General Surow Polizeimeister von Petersburg war, wurde die Hauptstadt einer Flut außerordentlicher Flugblätter überflutet, ohne daß es gelang, die Geheimdrucker zu finden, aus der die verbotene Literatur stammte. Surow kam schließlich auf den Gedanken, eine eigene Geheimdrucker zu errichten, deren Werke er durch verkleidete Spigel seiner Gendarmen in den Fabriken verstreuen ließ, um die Stimmung der Arbeiter auszulundschaften.

Der Chef der Stadtpolizei, General Drenteln, der mit Surow verfeindet war, erfuhr von diesem Unternehmen nichts. So kam es, daß seine Leute eines Tages die Geheimdrucker Surows aufhoben und deren Steher und Drucker verhafteten. Triumphierend meldete Drenteln dem Ministerium, ihm sei es gelungen, die Aufrechter ausfindig zu machen, die von der Gendarmen, die eigentlich allein für solche politischen Unternehmen zuständig war, vergeblich gesucht worden seien. . . .

— Dupert. Stäffling (der an dem ersten schönen Frühlingstag entlassen wird, vertraulich zum Gefängniswächter): „Und nun will ich Ihnen auch ein Gefändnis machen, Herr Aufseher. . . ich war ungeschuldig!“

— Ja so. A.: „Meine Hauptausgaben entstehen durch Kellere.“

B.: „Wirdlich? Ich würde gar nicht, daß Sie ein Geschäft haben.“

A.: „Hab' ich auch nicht. Aber meine Frau lieft die Anzeigen in den Zeitungen.“

— Ein guter Doktor. — Schulte (zu den Bauern im Wirtshaus): „. . . Und 'n guter und gelehrter muß doch sein, der sich bei uns niederläßt, zwanzig Jahre hat er studiert!“



Eine Frau von Quaken macht dieses laubengraue Kostüm liebhaft. Die laubengraue Farbe macht das Kleid etwas düster, aber es erhält durch den Reiz der hängenden Quaken vorne herunter und durch das kleine Karier, das über einer Schärpe drapiert ist und den Rock an den Hüften zusammenzieht, einen sehr pikanten Effekt. Ein „Picture“ aus dem beliebten Handbuch, mit einer Samtkrone, ist mit blaugelben Blüten garniert. Die Schuhe sind aus Leder, mit gelblichen Löwenteilen aus bellatrumm Seue.

etwas von der Lippenprache. Sie verbrannt teilweise die Fingersprache für Taubstumme.

Die Fähigkeit, gewisse Worte von den Lippen eines Redenden abzuheben und hierdurch das Verstehen des Gehörten auch unter ungünstigen Umständen zu erleichtern; ist gerade nicht neu; gar manche haben es darin ohne besondere Absicht zu einer nicht unbedeutlichen Fertigkeit gebracht. Eine verhältnismäßig neue Idee ist es aber, Taubstummen eine systematische Lippenprache beizubringen und sie an die ausschließliche Anwendung dieser zu gewöhnen, sowohl was das „Sprechen“ selbst wie auch das vollkommen Verstehen des folgerart Gesprochenen anbelangt.

Es gab bisher nur eine Klasse, in welcher eine derartige Sprache entwickelt wurde: nämlich ein Teil des Verbrechertums. Schon vor Jahrzehnten hatte Spitzelwesen in seiner bekannten und berühmten Erzählung „Hammer und Amboss“ ein anschauliches Beispiel hierfür angeführt. Man hat bei uns gelegentlich beobachtet, daß gewisse berüchtigte Verbrecher sich im Gefangenen-Raum der Gerichtshofe lange vertauschte Unterhaltungen mit einem Kumpen durch bloße Bewegung ihrer Lippen führen konnten. Dabei fanden es auch nicht wenige Detektive der Mütze wert, sich diese Kunst anzueignen.

Bei den Taubstummen aber war lange Zeit die Fingersprache die vorherrschende, oder die einzige, welche gelehrt wurde, in neuester Zeit scheint diese Methode durch die Lippenprache verdrängt zu werden; unzweifelhaft macht die Einführung der letzteren beständige Fortschritte. Es wird behauptet, daß die Lippenprache, wenn sie vollständig beherrscht wird, einschließen vorzuziehen sei; ihre Anwendung hat nichts so Auffälliges wie die der Fingersprache und läßt sich auch als das Natürlichere bezeichnen, da es immerhin etwas von den wirklichen Sprachwerkzeugen zur Beiläufigkeit bringt. Das andere System dagegen ist doch nur ein äußerliches Signal-System.

Doch erfordert es für die Taubstummen einige Jahre, die Lippenprache vollkommen ausüben zu lernen, sodas sie sich in derselben so fließend unterhalten können, wie ein normaler Mensch in der feinsten, andererseits ist es leicht und einfach, diese Sprache von den Lippen abzulesen zu lernen. Die meisten mit fünf Sinnen Begabten können sich schon durch eine Übung von ein paar Wochen diese Kenntnis aneignen, ebenso wie die Fähigkeit, ein „unerbäres“ Geflüster beinahe ebenso deutlich zu verstehen, als ob jedes Wort herausgeschrien würde. Es dürfte daher bald viel mehr Personen geben, welche die Lippenprache verstehen, als solche, welche sie selber ausüben können.

Der erste Buchstabe, welcher dem Jüngling beim Unterricht in dieser Sprache beigebracht wird, ist gewöhnlich das P. Der Jüngling wird auf die Stellung der Lippen und der Zähne des Lehrers beim Aussprechen dieses Buchstabens aufmerksam gemacht und dann wird die Hand des Kindes mit der Rückseite nahe an den Mund des Lehrers emporgehoben, sodas es den herauskommenden Atem sieht. Darauf wird des Kindes Hand nach seinem eigenen Munde emporgehalten, und es

ahmt die Stellung der Lippen und der Zähne des Lehrers nach und befolgt die Weisung, den Atem stark auszuatmen. Sobald das Kind diese Buchstaben vollkommen herausbringt, werden dieselben auf eine Tafel geschrieben und vom Kinde kopiert.

In entsprechender Weise wird die Darstellung jedes Buchstabens beigebracht. Vokale sind meistens leicht zu lernen. Falls bei einem Buchstaben, wegen der Unähnlichkeit mit anderen im Ausdruck, eine besondere Schwierigkeit entsteht, so wird die Hand des Kindes auch an den Hals des Lehrers berakt gehalten, das es den Unterschied in den Schwingungen der Stimmbänder deutlich fühlt, worauf es die Finger an den eigenen Hals hält und genau die nämlichen Schwingungen hervorbringen sucht. Binnen ein paar Monaten lernt der Jüngling das ganze Alphabet; aber erst nach ein paar Jahren beherrscht er eine genügende Zahl Wörter für fließende Unterhaltung.

Bedienten - Manie.

Eine wunderliche Sitte herrschte im 17. Jahrhundert in Spanien. Ob Ritter oder Bürgermann, Beamter oder Handwerker, jeder mußte seine Dienerschaft, zumindest einen „Bedienten“ haben, der ihm stets wie sein Schatten folgte. Die seltsame Gepflogenheit erstreckte sich auch auf das häßliche Geflüster, das besonders den Wert darauf legte, neben Kammerjungfern und Hofen, einen „Bedienten“ zu besitzen. Die Hauptfrage war stets die auffallend bunte Divree des Lakaien, der sich gleichzeitig als eine Art Kellere- und Quartier-Macher für seine Herrschaft bediente und mit deren wirtlichem oder phantastischen Wappenschild war. Einen Stich ins Grotteske bekam diese Bedienten-Manie in den gar nicht seltenen Fällen, wo der Herr selbst nichts zu besorgen und zu befehlen hatte und auf die Mithätigkeit anderer Leute angewiesen war. Die Fälle waren nicht ungewöhnlich, wo der „Diener“ vor seinem Herrn herzog und für ihn in bettelte. Trotzdem er seinen edlen Gebieter ernähren mußte, übte er sich als bester Untergebener und tat so, als wäre es ihm eine besondere Ehre, in dessen Diensten zu stehen. Die im Solbe bürgerlicher Frauen lebenden „Diener“ hatten es insofern besser, als sie wenigstens ordentlich zu essen bekamen. Dabei beschränkte sich ihre Dienstzeit auf wenige Stunden, auf die Promenaden der „Gnädigen“. Da konnte die Dame doch nicht ohne „Bedienten“ erscheinen, zumal, wenn sie älter war und über keinen „biendenen Cavalier“ verfügte, der ihr aus Galanterie die Mantilla nachtrug. Oft taten sich mehrere Nachbarinnen zusammen und hielten sich aus Spatsamteitsrückfällen einen gemeinsamen Diener. So erzählt Lozarillo von Torres, daß er im Dienste von sieben Bürgerfrauen stand, von denen jede an einem anderen Tage der Woche auf seine Begleitung Anspruch machte.

— W i t z a u f s. Köchin (mit leidig zu dem zweiten Gatten der Gnädigen, der gerade einen heftigen Zwist hatte): „Ach ja, gnä! Herr, ich hätte Sie gern gewarnt, als Sie verlobt waren — aber die Madame hat mich nimmer aus den Augen gelassen!“